

## **Predigt am 5. Sonntag nach Trinitatis, 20.7.2025, Erlöserkirchengemeinde Düsseldorf (SELK)**

### **Matthäus 9,35-10,1:**

<sup>35</sup> Jesus zog umher in alle Städte und Dörfer, lehrte in ihren Synagogen und predigte das Evangelium von dem Reich und heilte alle Krankheiten und alle Gebrechen. <sup>36</sup> Und als er das Volk sah, jammerte es ihn; denn sie waren geängstet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben. <sup>37</sup> Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. <sup>38</sup> Darum bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende. <sup>10,1</sup> Und er rief seine zwölf Jünger zu sich und gab ihnen Macht über die unreinen Geister, dass sie die austrieben und heilten alle Krankheiten und alle Gebrechen.

Liebe Gemeinde, „die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter!“ Die allgegenwärtige Klage über das Schrumpfen christlicher Gemeinden in unserem Land scheint hier aufgenommen. Es gäbe so viel zu tun – und so viele bleiben weg. Zu hören bekommen die Klagen natürlich die, die noch da sind. Die fühlen sich dann manchmal sehr überfordert: Die unendliche Fülle der Aufgaben, die sich uns als Christinnen und Christen stellen, sind groß. Wir sind so wenige. Wir können so wenig ausrichten. Unsere Kraft, unsere Zeit, unser Geld sind nicht unendlich. Unsere Hoffnung und unser Vertrauen sind nicht grenzenlos.

Ja, damals, in der Zeit, von der Matthäus hier erzählt, da war das alles anders. Da war Jesus noch sichtbar mit seinen Jüngern unterwegs. Denen war ihr Meister zum Anfassen nahe. Das muss ermutigend gewesen sein! Und Jesus heilte, wie wir gehört haben, alle Krankheiten und Gebrechen. Auch die Jünger haben damals in seinem Auftrag die gleichen Wunder tun können.

Davon sind wir heute weit entfernt. Was bleibt uns von einem solchem Bericht? Was machen wir heute damit? Nur die alten Geschichten aufwärmen und trauern, dass heute alles so ganz anders zu sein scheint – das ist nicht Sinn und Zweck unserer Gemeinden, unserer Gottesdienste, unseres Christseins. Jesu großartige Taten bestaunen und uns auf unsere Schwäche berufen – das ist wohl auch nicht in seinem Sinne. Ebenso wenig kann das Evangelium von der Nähe Gottes in dem Menschen Jesus die permanente Überforderung seiner Mitarbeiter/-innen zum Ziel haben. Denn pausenlose Überforderung bringt niemanden mehr in Bewegung – sie lähmt! Und in Bewegung bringen, das ist es doch wohl, was Gott mit seinen Leuten, mit uns, vorhat – dass wir aus seinem Wort Anstöße für unser ganz normales Leben mitnehmen, hin und wieder einen Schubs in die richtige Richtung bekommen; und Mut, Vertrauen, Gewissheit, wenn es schwierig wird. Und immer wieder auch ein Selbstbewusstsein, das wir als Christen noch viel mehr kultivieren müssten: Wir haben den Menschen etwas Wertvolles mitzuteilen!! Es sind nicht die Wunder von damals, mit denen wir heute in Jesu Auftrag Menschen einladen könnten, Bürgerinnen und Bürger der neuen Welt Gottes zu werden. Aber wie dann? Und wo beginnen?

Wenn wir uns dem Bericht des Evangelisten Matthäus noch einmal ganz nüchtern zuwenden, ahnen wir, dass Jesus hier selbst vor einer Überforderung steht. Er ging durch Städte und Dörfer, er lehrte, er predigte und er heilte – alle Krankheiten und Gebrechen. Ein Programm, das an den Kräften zehren muss! Was Jesus sieht auf seiner Wanderschaft, das berührt ihn. Er leidet darunter. „*Es jammert ihn*“, übersetzt Luther.

Im griechischen Text steht eine viel stärkere Wendung: Ihm krampften sich die Eingeweide zusammen! Wir würden vielleicht sagen: Ihm blutete das Herz! Er, der mit seinem ganzen Sein die Nähe des Gottesreiches verkündet, er geht zu den Menschen, zu denen er gesandt ist, und sieht die unüberwindlich scheinende Kluft zwischen seinem Auftrag und dem armseligen, schmerzhaften, engen Leben, in dem so viele Menschen gefangen sind. Er sieht körperliche und seelische Leiden, Süchte, Besessenheit, das Suchen und Ringen nach Glück und Sinn, die Enttäuschungen und Entbehrungen, die Sehnsüchte und die Trauer, sieht hinter den Masken von Zufriedenheit, bürgerlicher Wohlanständigkeit und traditioneller

Religiosität die Angst vor dem Leben, vor dem Tod, vor verpassten Chancen, sieht Hass und Leid, Unversöhnlichkeiten und das tiefe Verlangen nach Frieden und Glück. Es ist das konkrete Leiden, das er tagtäglich antrifft – nicht im Fernsehen, nicht auf dem Display, sondern hautnah. Und es tut ihm weh. Jesus ist kein unbeteiligter Zuschauer. Er nicht abgebrüht. Für ihn ist klar: So soll niemand leben müssen. Gott will es anders.

Er weiß es, denn es ist sein Auftrag, Menschen erfahren zu lassen, dass sie zu Gott gehören, dass es bei ihm all das gibt, was sie so schmerzhaft vermissen. Und auch das, wonach sie vielleicht gar nicht mehr fragen: Leben, Freiheit, Frieden – einen weit offenen Himmel – wirkliches Leben, jetzt und über den Tod hinaus.

Jesus schafft es nicht, die Missstände in der Welt als gegeben, vielleicht sogar als gottgegeben hinzunehmen. Doch er, von dem wir lesen, dass er alle Krankheiten und Gebrechen heilte, er braucht Unterstützung! Er schafft es nicht allein.

„Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter.“ Er sagt nicht: „Macht euch keine Sorgen, ihr habt doch mich!“ Er sagt vielmehr: Ich brauche Mitarbeiter, weil so unendlich viel zu tun ist, damit viele Menschen von Gott erfahren können, damit sie nicht untergehen, sondern leben.

Wie hören wir das: Jesus braucht Helfer/-innen, weil er es nicht allein schafft? Ein merkwürdiger Gedanke, oder? Ein beunruhigender Gedanke. Ein „Macht euch keine Sorgen, ihr habt doch mich!“ würde uns vermutlich die meiste Zeit besser gefallen.

Was soll Gemeinde sein? Miteinander Gottesdienst feiern, Kaffee trinken, klönen, Gemeinde, in der man sich wohl und kuschelig fühlt, Unterstützung findet, in der man nette Leute trifft, hat auch ihre Berechtigung. Auch – denn Kirche Jesu ist mehr. Der Schweizer Pfarrer Kurt Marti bemerkte einmal spitz: Jesus hatte Kirche, wo Menschen waren. Wir haben Kirche, wo Bänke sind.

Also: Jesus war unterwegs, Jesus ging hin zu den Menschen. Wir bleiben oft sitzen und warten, dass jemand kommt, bleiben sitzen und beklagen, dass da so viele Sitzplätze frei bleiben, bleiben sitzen auf unseren Bänken, in unseren liturgischen Formen, in oft unverständlicher Sprache.

Was bringen aber Predigt und Lehre vom Reich Gottes, wenn sie ferne, fremde, wenn auch schöne Worte und Gedankengebäude bleiben, die doch am Leben der meisten Menschen vorbeigehen? Sie haben keinen Wert. Sie retten keine Leben. Klar, für uns Insider sind sie verständlich und wichtig, wenn wir uns ansprechen lassen, wenn der Lehre und der Predigt auch Taten folgen, so wie Jesus das immer wieder gezeigt hat.

Von Jesus können wir lernen. Er will nicht unsere erstarrte Bewunderung seiner Größe, sondern unsere Nachfolge. Also sehen wir uns an, wie er das gemacht hat.

Er ging. Er sah – hinter die Fassaden! Er lehrte und predigte. Er heilte. Gehen und sehen stehen am Anfang, sich erheben und die Augen aufmachen.

Was sehen wir, wenn wir gehen, umhergehen in Düsseldorf, in den Orten, wo wir leben? Oft sehe ich bei schönem Wetter alte Menschen allein sitzen. Und in manchem Blick ist eine Trauer, eine Einsamkeit, die mich erschüttert. Doch ich setze mich nicht daneben. Mir geht der Blick unter die Haut, aber ich gehe weiter. Schließlich habe ich so schon genug zu tun. An die Krankengeschichte mancher Leute rühre ich lieber nicht. Da kommt immer wieder die gleiche Leidensgeschichte. Im Grunde kreisen sie nur noch um sich selbst. Wie sollte ich dieses Kreisen unterbrechen?

In der Bahn begegnen mir Jugendliche. Sie sehen manchmal ganz schön verwegen aus. Die Art und Weise, wie die da miteinander ´rumpöbeln, wecken in mir alle Fluchtinstinkte. Jetzt bloß nicht auffallen, sonst kriege ich womöglich selber noch was ab. Die sind doch sowieso schon voller Aggression. Soll ich mit denen etwa ein Gespräch anfangen? Nein danke! Vermutlich würden sie das sowieso abblocken. Der Frust, ja Hass steht ihnen im Gesicht. Woher kommt das? Will ich es wirklich wissen oder habe ich mir längst meine fertige Meinung gebildet?

Ich sehe Ehepaare, die schon lange miteinander verheiratet sind. Oberflächlich scheint alles

zu laufen, sie haben ihr Einkommen und Auskommen, die Kinder machen ihren Weg, Haushalt und Garten wirken wohnlich und gediegen. Aber wenn er oder sie den Mund aufmachen, kommt vom anderen sofort eine spitze Bemerkung zurück. Jeder fühlt sich angegriffen und unverstanden. Es ist ein zerstörerisches Spiel, was die beiden da tagein tagaus miteinander spielen. Aber was soll ich da sagen? Da müsste mal für zwei, drei Jahre ein Eheberater ´ran. Das kann ich doch nicht leisten.

Die merkwürdigen Beziehungsprobleme meiner noch merkwürdigeren Kollegin im Büro kenne ich längst auswendig. Irgendwann kann ich sie nicht mehr hören – schließlich muss ich meine Arbeit schaffen!

Oder dieser glückliche, ständig strahlende Alleskönner, dem gelingt, was er anfasst – schön, dass es auch solche gibt. Auf seine traurigen Töne zwischen den Zeilen will ich nicht achten. Geht mich auch nichts an. Ich bin ja froh, wenn ich meine Belange so einigermaßen auf die Reihe bekomme.

O ja, liebe Gemeinde, wir können viel sehen, wenn wir herumgehen, wir sehen und hören viel, wenn wir die Zeitung lesen und die Nachrichten ansehen – und wie wenig davon hängt uns nach. Wie wenig davon macht uns schlaflose Nächte. Wie wenig krampft sich unser Herz zusammen bei dem, was wir bei unseren Menschengeschwistern um uns herum sehen!

Aber wo sollten wir auch anfangen in diesem endlosen Meer der Bedürftigkeit? Wir können doch nicht die ganze Welt retten. Da meint man doch, wir würden wie in einem leckgeschlagenen Boot sitzen und nur ein paar wenige würden mit bloßen Händen Wasser schöpfen. Das ist doch ein sinnlos scheinendes Unterfangen. Das läuft doch endlos nach.

Aussichtsreicher wird es, wenn mehr Menschen mit schöpfen. Darum geht es Jesus, der ja mit uns im Boot sitzt: die drohende Todesflut abzuwenden, das Leben zu finden – möglichst für alle, die im Boot sind. Dafür ist ihm jedes Mittel recht: die hohle Hand, der Trinkbecher, den einer lange versteckt hielt, der verbeulte Eimer, der bisher unentdeckt in einer Ecke lag. Jedes Mittel will hier heißen: all die verschiedenen Gaben, die Menschen einbringen.

Ganz normale Menschen wie du und ich wohlgemerkt, keine großartigen Wundertäter. Die wirklichen Wunder heute, die wären ohnehin oft die ganz einfachen Dinge, an denen es uns oft so sehr mangelt: Wenn ich mich zu so einer alten Frau auf die Parkbank setzen und behutsam einige Worte mit ihr wechseln würde, dass sie vielleicht wieder erfährt, dass sie nicht unsichtbar ist in einer Welt, die ihr fremd geworden ist. Und vielleicht wird mehr daraus. Wunder-bar wäre, mir einmal ein Herz zu fassen und den Jugendlichen in der Bahn mit Freundlichkeit und Wertschätzung zu begegnen, statt sie insgeheim auf den Mond zu wünschen. Wunder-bar wäre, die richtigen Worte und Gesten für meine merkwürdige Kollegin zu finden. Meine Arbeit werde ich dennoch schaffen. Wunder-bar wäre, einfach anzufangen – nicht mit der Rettung der Welt, das wäre schnell am Ende – aber mit dem, was uns an Aufgaben vor der Nase liegt. Dass wir uns von unseren Bänken erheben und gehen und sehen.

Dabei geht es nicht um blinden Aktionismus. Jesus sagt nicht: „Es gibt viel zu tun, packen wir’s an!“ Er fügt der Klage über die wenigen Arbeiter vielmehr etwas ganz Wesentliches hinzu: „*Bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende!*“ Um **Gottes** Ernte geht es, um **seine** Menschen. So soll alle Aktivität von **Gott** ausgehen. Er wird Menschen ansprechen für die Aufgaben, für die sie geeignet sind.

**Unsere** erste Aufgabe ist es zu beten – dafür, dass Menschen lernen, hinzuhören und hinzusehen, dass sie sich beunruhigen lassen von dem, was Leben zerstört, und sich dagegen in Bewegung setzen. Unsere Aufgabe ist es zu beten, dass Menschen ergriffen werden von Gott, dass all das, was uns hier geschenkt wird, nicht steckenbleibt im Kopf, sondern ins Herz sinkt und von da auch in die Hände und Füße gelangt, dass das Evangelium nicht in frommen Zirkeln und hinter dicken Mauern verborgen bleibt.

Glaube an den Vater Jesu Christi ist ein Politikum. Solcher Glaube drängt nach Gerechtigkeit im Kleinen und im Großen. Er nimmt Missstände nicht als gegeben hin. Seine neue

Welt ist keine Vertröstung auf später. Sie ist Vision und Gegenwart für die, die sich gerufen wissen, die mit ihrem Leben an vielen Orten in der Welt kleine Lichtzeichen setzen, die zeigen: Die Sendung Jesu zielt nicht bloß auf das Glück des Einzelnen, sondern auf die Rettung der Welt!

Abgeben macht reich! Gutes tun tut gut. Heilung und Heil für Empfänger wie Geber. – Gewiss: Wer sich einsetzt, der setzt sich aus. Gott verspricht seinen Erntehelfern kein ruhiges Leben. Auch darum ist unsere erste Aufgabe das Gebet. Es ist Bitte, Rückversicherung und Kraftquelle für die oft mühsame und manchmal frustrierende Erntearbeit. Schließlich ist es ein Beten in Jesu Namen, und das findet bei Gott auf alle Fälle Gehör. Hier im Fortgang des Matthäus-Evangeliums folgt ja direkt die Aussendung der Jünger. Und von dieser Zeit an bis zu uns heute hat Gott immer wieder „Erntehelfer“ gesandt. Darum lasst uns nicht aufhören, getrost und mit aller Zuversicht Gott zu bitten, dass sein Reich auch zu denen komme, die *„geängstet und zerstreut sind wie die Schafe, die keinen Hirten haben“*, und uns zu zeigen, wo und wie wir selbst praktisch dazu beitragen können. Amen.

© Pfr. Gerhard Triebe

**ELKG<sup>2</sup> 299,3-4** (O Herr Jesu, Ehrenkönig = EG 256,3-4)

**Bibeltexte:** © Lutherbibel, revidiert 2017 | © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart